

1 Einleitung

Städte und deren Wandlungsfähigkeit interessieren mich seit langem. Das Interesse entstand zu Beginn meines Studiums, welches einen Umzug nach Berlin bedingte und gleichzeitig ein Neuanfang innerstädtischen Wohnens in der Hauptstadt war. Bevor ich 2003 in den Prenzlauer Berg zog, fragte mich der Makler während der Besichtigung meiner ersten Wohnung nahe des Mauerparks, ob meine Überlegungen für den Bezirk final wären; er hätte auch Wohnungen in sicheren Bezirken wie Charlottenburg-Wilmersdorf anzubieten. Er erzählte, dass die Gegend unsicher wäre und sich manchmal „komische Gestalten“ in Mauerpark-Nähe aufhielten. Ich nahm die Wohnung trotz seiner Warnungen und erlebte zwischen 2003 und 2014 einen enormen Wandel des Stadtteils. Dieser Wandel löste Faszination, Irritation und Neugier gleichermaßen in mir aus und reduzierte sich nicht auf die Wahrnehmung des Bezirks, sondern umfasste die ganze Stadt Berlin, die sich in ständiger Veränderung befand. Aus meinem privaten wurde ein forschungsrelevantes Interesse, das sich mit dem Studium verbinden ließ. So analysierte ich in meiner Diplomarbeit die Konflikte und Potenziale für das Entwicklungsgebiet Spreeraum Ost am Beispiel der damaligen Bar 25, deren Betreiber zwischen 2004 und 2010 einen (teils exklusiven) Club mit angrenzendem Restaurant, Zirkus, Hostel u.v.m. im Zwischennutzungs-Status entstehen ließen. Ziel der Diplomarbeit war die Identifikation von Akteuren und deren heterogenen Interessen und Wirkmächtigkeiten im stadtentwicklungspolitischen Bereich am konkreten Beispiel des Spreeraum Ost. Als wissenschaftliche Mitarbeiterin öffnete ich dann meinen Blick für urbane Zentren außerhalb Berlins. Ich stellte fest, dass Metropolen Krisen unterschiedlich thematisieren und anpacken und sich daher Neuausrichtungen als Folge des Strukturwandels von Stadt zu Stadt unterscheiden. Spannend ist die Erkenntnis, dass es scheinbar einigen Städten leichter gelingt, neue Wege und Perspektiven für ihre Bürger*innen zu eröffnen und zu verfolgen, während andere Städte mit ähnlichen Ausgangsbedingungen Schwierigkeiten mit dieser Aufgabe und deren Umsetzung haben. Warum ist das so? Ist es möglich, dass die Art des Handelns und Denkens von Menschen ortsspezifische Aspekte aufweist und sich demnach Handlungsmuster von Stadt zu Stadt unterschiedlich ausprägen? Wenn dies zuträfe, dann spräche das für eine Theorie der Eigenlogik von Städten. So gesehen wäre der zentrale Untersuchungsgegenstand die Stadt selbst, inklusive der hier vorherrschenden Diskurse und Wahrnehmungen. Diese sind erfahrbar, wenn man mit Menschen, die in den Städten leben und arbeiten, spricht und in Kontakt tritt. Der Diskurs zu eigenlogischen Strukturen und damit verbunden die Stadt selbst als sozialwissenschaftlichen Untersuchungsgegenstand zu operationalisieren, ist nicht unbestritten. Vor allem kritisieren Wissenschaftler*innen, die sich den altbewährten Forschungslogiken zugehörig fühlen, den neuen Ansatz, da sie den Städten keine eigene Wirkmächtigkeit zugestehen. Einzig wissenschaftlich forschungsbedingte Erkenntnisse können hier Klarheit liefern und lassen Aussagen über die Theorie der Eigenlogik und das Vorhandensein lokaler Konventionen bspw. im Umgang miteinander oder gemeinsamer Orientierungspunkte zu. Daher ist das Ziel dieser Arbeit die Überprüfung des eigenlogischen Forschungsansatzes. Dies geschieht anhand eines qualitativen Branchenvergleichs des Friseur- und des Galeriewesens innerhalb der Städte Frankfurt am Main (im Folgenden Frankfurt), Dortmund, Birmingham und Glasgow. Während die Daten und Erkenntnisse aus dem Bereich des Friseurwesens durch das DFG-Teilprojekt „Lokale Konventionen des Fri-

seurwesens: Städtische Eigenlogik in Wirtschaftspraktiken“ (2011-2016)¹ in Form von wissenschaftlichen Artikeln und Buchpublikationen vorliegen, wurden die Daten aus den Galerien durch eigene Feldaufenthalte gewonnen (2013; 2017²). Die Ausweitung auf einen weiteren Wirtschaftsbereich (Galeriewesen) ist notwendig, um zu überprüfen, ob sich dieselben bzw. ähnliche Wertordnungen und Konventionen auf anderen Märkten derselben Vergleichsstädte identifizieren lassen (vgl. Baur et al. 2014a: 322). Der Reiz des Vergleichs zweier unterschiedlicher Branchen in verschiedenen europäischen Städten liegt darin begründet, dass sich aus den Daten des Friseurwesens empirische Indizien ergeben haben, die für lokale Unterschiede ökonomischer Konventionen sprechen. Ließen sich dieselben bzw. ähnliche Wertordnungen und Konventionen auf anderen Märkten derselben Vergleichsstädte identifizieren, würde dies die Tragkraft des Ansatzes der Eigenlogik der Städte vertiefen. Der qualitative Branchenvergleich ermöglicht die Prüfung der Theorie und erhöht demnach die wissenschaftliche Aussagekraft.

Die Auswahl der Vergleichsstädte innerhalb Deutschlands und Großbritanniens resultiert aus der Identifikation vergleichbarer Merkmalsausprägungen hinsichtlich Größe, Dichte und Heterogenität.³ Jede der vier Städte durchlebte ihre wirtschaftliche Krise aufgrund struktureller, arbeitsrelevanter Veränderungen und Übergänge vom sekundären in den tertiären Sektor, also vom produzierenden Gewerbe in den Dienstleistungssektor ganz verschieden. Und jede dieser Städte bewältigte diese Phase anders. Wie oben erwähnt ist bzw. war der unterschiedliche Umgang mit Krisensituationen und die Wandlungsfähigkeit von Städten das Anfangsinteresse für diese Arbeit.

Die Dissertation verknüpft das Konzept der „Eigenlogik der Städte“ mit dem der „Soziologie der Konventionen“, um aufzuzeigen, ob und wie ökonomische Handlungsabläufe über lokale Konventionen sinnhaft organisiert werden. Während das erstgenannte die Stadt als Untersuchungsgegenstand und Wissensobjekt konzeptualisiert, werden bei der Theorie der *Economies des conventions* (EC) die lokal vorherrschenden Konventionen thematisiert. Dieser theoretische Ansatz verortet sich im Bereich der neuen Wirtschaftssoziologie und thematisiert u. a. die „Notwendigkeit von Konventionen zur Überbrückung von Unsicherheit im wirtschaftlichen Handeln (...)“ (Knoll 2017: 151). Ausgangspunkt ist hier die Annahme, dass Rationalität als interpretativ gerahmt wird und daher auf Märkten das Ziel und die Mittel der Zielerreichung kollektiv, interaktiv und gestaltend ausgehandelt werden. Ähnlich wie die EC legt auch der Ansatz der Eigenlogik der Städte „die Existenz lokaler Wertigkeitsordnungen nahe“ (Baur et al. 2014a: 306). Die Kombination beider Ansätze wurde für die Analyse des DFG-Projekts „Lokale Konventionen des Friseurwesens“ bereits durch Baur; Hering; Löw, Raschke und Stoll (2014) erprobt und hat sich als fruchtbar erwiesen.

Aus der Kombination der beiden theoretischen Ansätze ergeben sich zwei zentrale Fragestellungen: Werden über lokale Konventionen ökonomische Handlungsabläufe organisiert

-
- 1 Das Teilprojekt „Lokale Konventionen des Friseurwesens: Städtische Eigenlogik in Wirtschaftspraktiken“ ist innerhalb des DFG-Projektverbunds „Pak-659 Eigenlogik der Städte“ angesiedelt.
 - 2 Aufgrund des Standortwechsels der Galerie Anita Beckers innerhalb Frankfurts und der Galerie Schöber Art Isotope von Dortmund nach Wertheim besuchte ich beide Galerist*innen an ihren neuen Standorten im April 2017.
 - 3 Für weitere Informationen zur Beschaffenheit und Konformität der vier Vergleichsstädte sowie die Reflexion über die Sinnhaftigkeit des methodischen Vergleichs siehe Frank et al. 2014: 18-22. Für Informationen über die geschichtlichen Entwicklungsverläufe der Vergleichsstädte siehe Hering 2018: 917-951 und Baur/Hering 2015.

und lassen sich diese (sofern auffindbar) in lokalspezifische Eigenlogiken zusammenfassen? Sind die gefundenen städtischen Eigenschaften im Galeriewesen kompatibel bzw. vergleichbar mit denen des DFG-Teilprojekts bezüglich des Friseurwesens?

Das Galeriewesen ist bewusst als kontrastierendes Branchenbeispiel zum Friseurwesen gewählt worden. Es gilt als wenig bis gar nicht standardisiert: Es gibt keine Lehrgänge oder anerkannte Ausbildungsmöglichkeiten. Durch (teilweise weltweite) Messebeteiligungen und den internationalen Hintergrund von Kund*innen, Sammler*innen und Künstler*innen sind die Mobilitätsansprüche groß. Ebenso verfügen die meisten Galerist*innen über einen hohen Bildungsgrad. Oft haben sie ein Studium absolviert und besitzen neben einem ausgeprägten Ausdrucksvermögen vertiefte Fremdsprachen-, Kunst- und Kulturkenntnisse. Das Friseurwesen hingegen gilt allgemein als standardisiert. Es gibt die Möglichkeit, sich zur Friseur*in ausbilden zu lassen. Zudem ist der Beruf anerkannt und im Bereich des Handwerks angesiedelt. Friseur*innen wird zumeist ein niedriger Bildungshintergrund zugesprochen. Es existiert eine Vielzahl an Friseursalons in den Städten und Stadtquartieren, die „scheinbar ortsunabhängig wirtschaften“ (online mes.tu-berlin.de; Projekt Wirtschaftspraktiken). Der Arbeitsplatz gilt als relativ fest, d.h. persönliche Mobilität ist kaum nötig, um den Beruf auszuüben. Die Arbeitszeiten sind bis auf wenige Ausnahmen festgelegt.

Darüber hinaus funktionieren die beiden Wirtschaftsbereiche nach anderen (Markt-)Logiken: Während das Friseurwesen klassischerweise dem Standardmarkt zuzurechnen ist, ist der Kunstmarkt im Allgemeinen und das Galeriewesen im Besonderen als klassischer Statusmarkt zu werten (vgl. Apers 2007: 438). Die Gründe hierfür werden im zweiten Kapitel dargestellt.

Die Auswahl der Galerien erfolgte anhand festgelegter Kriterien: Die Galerien müssen wirtschaftlich unabhängig und daher ohne staatliche Subventionen erfolgreich seit mehr als zwei Jahren am Markt bestehen und sich auf die Vermittlung von Gegenwartskunst spezialisiert haben. Letzteres ist insofern relevant, da die Bemühungen von Galerist*innen als intensiver einzustufen sind, wenn sie sich für die Etablierung unbekannter, noch lebender Künstler*innen einsetzen. Ebenso ist der Konkurrenzdruck wesentlich stärker bei gleichzeitiger Unsicherheit, ob sich der/die Künstler*in samt der Erzeugnisse im Kunstbereich in der Qualität und Weiterentwicklung positiv aus- und weiterbilden.

Das Fundament dieser Arbeit bilden die Ergebnisse aus der Feldforschung. Der Datenkorpus besteht aus einer Vielzahl verschiedenster Materialien. Für die Auswertung sind die teilnehmende Beobachtung samt Notizen aus den Feldtagebüchern, die Leitfaden-Interviews und informellen Gespräche mit den Mitarbeiter*innen von besonderer Bedeutung. Ebenso werden die Fotodokumentation und die Grundrisse der Galerien betrachtet; punktuell wird auch das Galerienprogramm und somit die ausgestellte Kunst in die Analyse mit einbezogen. Die teilnehmende Beobachtung im Feld wurde durch ein vorab ausgearbeitetes Beobachtungsraster ergänzt. Das Beobachtungsraster strukturierte die eher kurze und fokussierte Anwesenheit im Feld (im Vergleich zu klassischen ethnografischen Feldforschungen) und ermöglichte eine systematische Vorgehensweise (vgl. Behnke/Baur/Behnke 2010: 259). Um einen methodischen Vergleich zu gewährleisten, wurde das Beobachtungsraster wie auch der Interview-Leitfaden in seinem Grundgerüst aus dem DFG-Teilprojekt „Lokale Konventionen des Friseurwesens“ übernommen und entsprechend der Feldlogik des Galeriewesens angepasst.

Diese Arbeit hat ihren Schwerpunkt in der Theorieprüfung und ist daher v. a. eine qualitative, datenintensive Arbeit. Es werden zwei aufeinanderfolgende Vergleiche vollzogen: Im ersten Schritt werden die Galerien vorgestellt und miteinander verglichen. Im zweiten Schritt erfolgt ein qualitativ angelegter Branchenvergleich des Friseur- und Galeriewesens, wie anfänglich beschrieben. Die Analyse zeigt, ob und inwiefern eine Stadt strukturierende Elemente für die Wirtschaft besitzt und daher auch, „ob und wie ökonomische Handlungsabläufe über lokale Konventionen sinnhaft organisiert werden.“ (Frank et al. 2014: 23)

Die Arbeit ist wie folgt aufgebaut: Im zweiten Kapitel stelle ich die Theorie der Eigenlogik der Städte sowie den DFG Projektverbund Pak 659 „Eigenlogik der Städte“ detailliert vor und erläutere den Stand der Städte-Vergleichs-Forschung. Ebenso stelle ich aus der neuen Wirtschaftssoziologie den Ansatz der EC nach Diaz-Bone vor und zeige, dass eine Kombination der beiden Ansätze – wie bereits von Baur et al. vollzogen – für meine Fragestellung sinnvoll und fruchtbar ist (vgl. Baur et al. 2014a). Im Anschluss beschreibe ich die beiden Märkte „Galeriewesen“ und „Friseurwesen“ näher in ihrer Funktionslogik und zeige auf, dass sie unterschiedlichen Wissens- und Handlungsstrukturen unterliegen. Diese finden ihren Ausdruck in unterschiedlichen Marktlogiken.

Im dritten Kapitel wird schließlich das Galeriewesen als empirisches Fallbeispiel eingeführt und näher fokussiert. Ich beschreibe die unterschiedlichen Galeriekonzepte und -ausrichtungen, thematisiere den damit zusammenhängenden Auswahlprozess, die Zugänge zum und die Offenheit des Forschungsfeldes sowie die unterschiedliche Anzahl an Galerien innerhalb der Vergleichsstädte. Daran anschließend stelle ich die während der Feldaufenthalte erhobene Datenbasis vor. Trotz der Offenheit der Galerist*innen war ein Feldaufenthalt in Birmingham nicht möglich, jedoch blieb Zeit für ein Interview. Die Hintergründe werden hier ebenso erörtert wie der Umgang mit der veränderten Ausgangssituation.

Das vierte Kapitel umfasst die Einzelanalysen der jeweiligen Stadt und der dort ansässigen Galerie. Hier erläutere ich anhand meiner erhobenen Daten die Alltags- und Arbeitspraxis der untersuchten Galerist*innen und lasse sie ihre Stadt beschreiben. Dadurch wird ihr persönliches Verhältnis zu ihrem Lebens- und Arbeitsumfeld deutlich. Ich arbeite teilweise sehr nah am Interviewmaterial. Die Loslösung und Reflexion erfolgen dann im fünften Kapitel. Das vierte Kapitel endet mit einer ersten Synthese ausschließlich aus den von mir erhobenen Daten des Galeriewesens, indem ich einen holistischen Vergleich der Galerien vornehme und Gemeinsamkeiten und Unterschiede der Galerist*innen aufzeige.

Im fünften Kapitel werden die Befunde der jeweiligen Galerien mit denen des Friseurwesens abgeglichen und pro Stadt nach festgelegten Dimensionen zusammengefasst. Durch die Zusammenführung der Ergebnisse im sechsten Kapitel ist es zum einen möglich, die dimensionale Struktur lokaler Konventionen innerhalb der vier Vergleichsstädte zu erfassen. Zum anderen erlaubt dieser Zugriff eine Bewertung des qualitativen Branchenvergleichs und eine kritische Beleuchtung.

2 Städtische Eigenlogik und lokale Konventionen auf Märkten

In diesem Kapitel werden die Theorie der Eigenlogik der Städte aus der Stadtsoziologie sowie die *Economie des conventions* (EC) als Ansatz der neuen Wirtschaftssoziologie vorgestellt. Während erstgenannte die Stadt als Untersuchungsgegenstand und Wissensobjekt konzeptualisiert, werden bei der Theorie der EC Konventionen thematisiert, die Unsicherheiten im Wirtschaftshandeln im und am Markt zu kompensieren versuchen. Nach der Vorstellung der beiden Ansätze zeige ich Unterschiede von Standard- und Statusmärkten auf und thematisiere daraus ableitend unterschiedliche Marktmechanismen. Diese bilden ein wichtiges Unterscheidungskriterium für den später folgenden Vergleich der beiden Branchen.

2.1 Stadtsoziologie: Der eigenlogische Forschungsansatz

Der Theorie der Eigenlogik der Städte geht ein relationales Raumverständnis voraus. Mit dieser Auffassung ist es nicht nur möglich, sondern auch unabdingbar, den Raum als „Bedingung und Resultat sozialer Prozesse“ (Löw 2010: 618) zu verstehen, dessen Entstehung und (Wechsel-)Wirkung je nach Fragestellung mit erforscht werden muss. „Raum ist relativistisch gesehen allein das Ergebnis von Beziehungsverhältnissen zwischen Körpern (...). Soziologisch gesprochen heißt das, dass Raum prozessual im Handeln hergestellt wird. Relativistische Modelle räumen dem Beziehungs- bzw. Handlungsaspekt eine primäre Rolle ein, vernachlässigen aber die strukturierenden Momente bestehender räumlicher Ordnungen“ (Steets 2008: 393).

Die These lautet, dass „Orte (...) als sozial konstruierte, sich verändernde sozialräumliche Phänomene Eigenlogiken *entwickeln* (eingef. S.H.), welche sich auf die Erfahrungsmuster derer, die in ihnen leben, auswirken. Ortslogik ist gleichzeitig Resultat von Besonderungsstrategien, d.h. sie ist Ergebnis jener Praktiken, die den Ort in seiner Einzigartigkeitsbehauptung (z. B. Imagebildungen) herstellen“ (Löw 2010: 616). Die Stadt ist als Form der räumlichen Verdichtung (die überall anders ist) zu konzipieren. Darauf aufbauend ist es sinnvoll, Prozesse der Verdichtung von Raum und damit der Herstellung von Stadt zu untersuchen (vgl. Steets 2008: 393). Dabei ist zu beachten, dass Städte nicht für sich allein stehen, sondern in „ein Netzwerk objektiver Beziehungen eingebunden“ sind (Löw 2010: 616). Die Entwicklung der einen Stadt hängt folglich auch mit der Entwicklung anderer als relevant erachteter Städte zusammen (vgl. ebd. 616). Damit sind Bestrebungen gemeint, sich als Stadt zu branden und zu behaupten (im Sinne von Behauptungsstrategien und Alleinstellungsmerkmalen in Bezug zu anderen Städten, deren Vergleich als lohnend angesehen wird). Die Vorstellung einer Eigenlogik der Städte liegt die Annahme zugrunde, „dass es Strukturen in einer Stadt gibt, die als tradierter und tradierbarer relationaler Sinnzusammenhang das Handeln der Individuen und Gruppen beeinflussen“ (Löw 2008: 66). Grund für diese Annahme ist, dass „im historischen Verlauf wiederkehrende typische Handlungsmuster in einer Stadt trotz wechselnder Akteursgruppen (Lindner/Moser 2006; sehr plastisch auch Rodenstein 2008), unterschiedliche Entwicklungswege von Städten trotz vergleichbarer Ausgangsbedingungen (Taylor u. a. 1996) und sich gravierend unterscheidende Umsetzungen und Praxisformen in Bezug auf nationale Herausforderungen (Abu-Lughod 1999; dazu auch Berking/Löw 2005)“ zeigen (Löw 2008: 66).

Interessant für die Theorie der Eigenlogik sind daher drei Aspekte: das Aufdecken von Strukturen, die das Handeln bestimmter Akteursgruppen beeinflussen (1), die Identifikation und Isolierung von Strukturlogiken von Städten (2) sowie anschließend aufgrund von Ähnlichkeitsbefunden die Konstruktion von Typen von Städten (3) (vgl. ebd. 67). Durch diese drei Aspekte ist bereits die methodologische Vorgehensweise angesprochen: Die Eigenlogik einer Stadt lässt sich am besten durch den Vergleich mit anderen Städten identifizieren, da die Differenzen und vorliegenden Strukturen auf diese Weise besonders sichtbar werden. Dies ist v. a. dann der Fall, wenn die Vergleichsstädte ähnliche Bedingungen aufweisen, etwa, wenn sie eine ähnliche Geschichte haben und sich im Falle von Umstrukturierungsnotwendigkeiten nach Krisen (bspw. durch das Wegbrechen ganzer Industriezweige) neu finden und einen (Struktur-)Wandel vollziehen müssen. Die Vorgehensweise ist dabei induktiv: Aus der Empirie und der Feldforschung heraus münden die Befunde in Theoriebildung bzw. werden in bestehende Theorien eingebettet. Damit Städte valide miteinander verglichen werden können, bedarf es einiger Vergleichskriterien bzw. Grundvoraussetzungen: Sie müssen hinsichtlich der Größe und Dichte vergleichbar sein (vgl. Löw 2008: 69f). Stadt wird hier als „räumliche Form, oder präziser, als (eingef. S.H.) ein sehr spezifisches räumliches Strukturprinzip“ gefasst (Berking 2008: 4), „mit der Funktion einer internen Organisation von Größe, Dichte, Heterogenität und Beschleunigung und zum anderen als Funktion einer externen relationalen Verknüpfung mit der Welt (...)“ (Steets 2008: 407). Ähnlich umschreibt es Löw, wenn sie konstatiert, dass „(...) Eigenlogik praxeologisch die verborgenen Strukturen der Städte als vor Ort eingespielte, zumeist stillschweigend wirksame präreflexive Prozesse der Sinnkonstitution (Doxa) und ihrer körperlich-kognitiven Einschreibung (Habitus)“ erfasst (Löw 2008: 76). Die Sinnkonstitution bezieht sich hierbei nicht auf das subjektive Wahrnehmen eines einzelnen Individuums, sondern thematisiert eine strukturell verankerte, gegebene Realität, die ihre eigenlogische Wirkung besitzt. Der Begriff Eigenlogik verkörpert damit eine „routinisierte und habitualisierte Praxis (verstanden als strukturierte und strukturierende Handlungen)“ (ebd. 77), die konsequent in alle Lebens- und Arbeitsbereiche derjenigen Stadt eingeschrieben ist und daher in der einen Stadt als Untersuchungsobjekt überall erfahrbar sein müsste. Dieses Argument ist für diese Arbeit zentral und erklärt die Sinnhaftigkeit des Branchenvergleichs. Damit bezeichnet die Eigenlogik der Stadt ein „*Ensemble zusammenhängender Wissensbestände und Ausdrucksformen*, wodurch sich Städte zu *spezifischen Sinnprovinzen* verdichten“ (ebd. 78) (Hervorhebung im Original, S.H.). Dabei ist ganz im Sinne der Dualität nach Giddens „jede Gruppe in ihren Handlungen sowohl als Mitproduzent städtischer Eigenlogik als auch Produkt stadtspezifischen Sinns zu begreifen.“ (ebd. 84). Von Interesse sind die Wissensbestände in den Städten, die durch Geschichte, Bauten, Bilder und Erzählungen die Ausführungen von alltäglichen Arbeits- und Alltagspraktiken der Akteure prägen. Die These, die das Konzept der Eigenlogik stützt, besagt, dass das Wissen über die Beschaffenheit der Welt und anderer Orte sowie deren Möglichkeiten nicht universell gleich ist, sondern „in erster Linie kulturell und lokal spezifisches Wissen“ (Steets 2008: 402). Gemeint ist hier, was Berking als „local frame“ thematisiert: Bildlich können wir uns einen Filter vorstellen, der bestimmte Informationen durchlässt und damit als relevant einrahmt, andere wiederum nicht (vgl. Löw et al. 2008: 76). Damit wird thematisiert, dass unser Wissen über die Welt eine prägnante Ortsbezogenheit aufweist. Diese These stützen ebenso Autoren wie Aspers und Knorr-Cetina, die sich unabhängig von der Stadtsoziologie mit Fragen des Wissens beschäftigen. In Anlehnung an Amsden (2001) greift Aspers (2007) auf, dass Wissen im Gegensatz zu Information auf Interpretation basiert, die wiederum auf die Le-

benswelt und damit auf das Vorverständnis des Interpretierenden zurückgreift (vgl. Apers 2007: 439). Wissen wird bei Apers als „die Fähigkeit, situationsangemessen zu handeln“ (ebd.) definiert. Durch die Betonung des situativen Bezugs des Wissens und das gleichzeitige Negieren seiner generellen Anwendbarkeit (ebd.) entsteht die Notwendigkeit einer wie auch immer gearteten lokalen Verankerung. Wenn ich mich jetzt wieder der Stadtsoziologie und dem Konzept der Eigenlogik der Städte zuwende, dann ist es dieses lokal gebundene Wissen, das forschungsrelevant ist. Das Wissen bzw. die Wissensbestände dieser einen Stadt in Relation zu einer anderen Stadt herauszuarbeiten, ist Ziel des eigenlogischen Forschungsansatzes. „Das gemeinsame theoretische Fundament einer Konzeption der »Eigenlogik der Städte« lässt sich also bestimmen als (1) kultur- und wissenssoziologischer Zugriff, der die Stadt aufgrund ihrer (Handlungs-)Relevanz in der Alltagswirklichkeit als sozialwissenschaftlichen Gegenstand ernst nimmt, (2) als raumtheoretisch fundiertes Programm, das die Stadt als eine spezifische raumstrukturelle Form begreift, die durch Verdichtung und den Verzicht auf Grenzkontrollen Inklusion erzeugt und Heterogenität organisiert, und (3) als praxissoziologisch informierter Ansatz, der Städten zutraut, die Alltagspraxis ihrer BewohnerInnen mit zu formen“ (Frank et al. 2013: 206). Berking und Löw thematisieren in ihrem Sonderband zur Wirklichkeit der Städte das Ziel, „lokalspezifische Klassifikationssysteme, Wissensbestände und Aneignungsformen“ (2005: 18) zu identifizieren und auf dieser Basis ein Konzept von Lokalität zu entwickeln. Hauptinteresse dieser Art der Forschung ist, Hypothesen zu generieren, die als erklärendes Modell dienen können, weshalb bestimmte Themen wie bspw. Armut in Städten unterschiedlich kontextualisiert werden (vgl. ebd. 18). Ferner lässt sich nur „in relationalen Bezügen Lokalität als ein System der räumlichen und symbolischen Abstände erschließen“ (ebd. 18). Wird die Stadt als Untersuchungsobjekt konzeptualisiert, so interessiert v. a. die Biographie der Stadt (vgl. ebd. 19); damit sind einerseits historische Entwicklungslinien gemeint, die sich in der Gestaltung von (öffentlichen) Plätzen und Gebäuden, in unterschiedlichen Architekturen niederschlagen. Andererseits geht es dabei um die Atmosphäre der Stadt, die neben den Sinneserfahrungen durch Duft- und Sehgewohnheiten auch durch Handlungs- und Problemlösungskapazitäten erfahrbar wird. Diese Gegebenheiten stellen den Charakter der Stadt dar, der niemals als fertig konstruiert und erstarrt verstanden werden sollte, sondern temporäre Tendenzen der handelnden Akteure erfahr- und verstehbar macht.

Versuche, Städte in ihrer Einzigartigkeit zu beschreiben, sind bereits mehrfach unternommen worden. Allen gemeinsam ist das Bestreben, eine Prozesshaftigkeit zum Ausdruck zu bringen, die Erlebnisse, historische Einbettungen und Pfadabhängigkeiten als wesentliche Bestandteile der Stadt thematisieren, die als ein im permanenten Werden Begriffenes verstanden wird. So sprechen Amin/Thrift von „Lebensläufen der Städte“ (Amin/Thrift 2002: 4), Henri Lefèbvre benennt die Stadt als „œuvre“ (Lefèbvre 1996: 100ff.). Der Begriff des Habitus von Pierre Bourdieu wurde von Martyn Lee und Rolf Lindner auf die Stadt projiziert und Helmut Berking geht von einem einzigartigen Muster der Städte ähnlich eines Webteppichs aus und forciert Begrifflichkeiten wie die städtische Doxa. Die Einordnung und Abgrenzung des neuen Ansatzes einer „Eigenlogik“ innerhalb der Stadtforschung ist durch Anna-Laura Raschke ausführlich unternommen worden. Sie arbeitet die Stärken der Theorie anschaulich heraus (Raschke 2018: 7-66).

Einen anderen Forschungsschwerpunkt hat Marianne Rodenstein: Sie zeigt auf, dass es zwei mögliche Richtungen der Analyse von Eigenlogiken von Städten gibt, die idealerweise

miteinander zu verbinden sind, aber in der Realität oftmals ein zu großes Forschungspaket darstellen: Gemeint sind die vertikale Analyse, die den historischen Verlauf der Stadt in den Fokus nimmt, und die horizontale Analyse, die die Gegenwart und Tendenzen im Handeln thematisiert. Mit der ersten Stoßrichtung sind historische Verläufe aufzudecken, die zur Seinswerdung der Stadt beitragen und spezifische Pfade sowie Verläufe aufzeigen, die sich bis in die Gegenwart erstrecken. Die horizontale Analyse befasst sich mit gegenwärtigen Strukturen und thematisiert das „Jetzt“ der Stadt in dem Bestreben, Eigenarten aufzudecken, die sich durch die relationale Anordnung von Menschen und Dingen sowie die Eigenheiten und Relation von Materiellem und Immateriellem ergeben. Im zweiten Schritt, nach dem Aufdecken von Strukturen, würde sich dann die Suche nach historischen Gegebenheiten als sinnvoll erweisen, in dem Bestreben einer Erklärung der spezifischen städtischen Logik (vgl. Rodenstein 2008: 260-265). Die vertikale Analyse und damit die Aufbereitung historischer Entwicklungspfade für die Vergleichsstädte dieser Arbeit wurden von Hering bzw. Baur und Hering vorgenommen (Hering 2018; Baur/Hering 2015). Diese Arbeit wendet sich der horizontalen Analyse zu und identifiziert anhand ethnografischer Feldforschung spezifische Denk- und Handlungsmuster der Vergleichsstädte in der Gegenwart.

2.1.1 Das DFG-Forschungsprojekt PAK 659 „Eigenlogik der Städte“

Um die Theorie der Eigenlogik der Städte mittels konkreter Forschungserkenntnisse zu untermauern, wurde ein DFG-Projektverbund aus vier unterschiedlichen Fachdisziplinen (Soziologie, Philosophie, Sprach- und Literaturwissenschaft sowie Politikwissenschaft) gegründet. Die Deutsche Forschungsgemeinschaft bewilligte das breit angelegte Projekt für den Zeitraum zwischen 2008 und 2013 (Projekt 1, s. u.) sowie 2011-2016 (Projekte 2-4, s. u.). Dort gab es im Hauptkontext der Eigenlogik der Städte folgende Schwerpunktthemen:

1. Die Inszenierung des Ganzen: Stadtmarketing und die Eigenlogik der Städte (Fachbereich Soziologie)
2. Problemdiskurse: Eigenlogik der Städte und politische Agenda (Fachbereich Politikwissenschaft und Philosophie)
3. Am Tatort: Städtische Eigenlogik im Medium zeitgenössischer Kriminalliteratur (Fachbereich Literaturwissenschaft)
4. Lokale Konventionen des Friseurwesens: Städtische Eigenlogik in Wirtschaftspraktiken (Fachbereich Soziologie)

Erste Ergebnisse liegen neben einzeln im Rahmen der Teilbereiche publizierten Artikeln in einem Sammelband vor: Frank et al. (2014): „Städte unterscheiden lernen. Zur Analyse interurbaner Kontraste.“ Diese Aufsatzsammlung bildet für meine kontrastierende Vergleichsanalyse im Kapitel 5 eine wichtige Grundlage. Vor allem das Teilprojekt 4 ist hervorzuheben. Hier wurde ethnografisch das Arbeitsleben von Friseur*innen erforscht. Dadurch weist das Teilprojekt eine wirtschaftssoziologische Ausrichtung auf und ermöglicht den Anschluss meiner ethnografischen Berufsalltags-Forschung der Galerist*innen mit denen der Friseur*innen. Wie einleitend in diesem Kapitel beschrieben, wurde auch im Projektverbund der Begriff „Stadt“ raumtheoretisch als Form definiert, die sich nach Dichte und Heterogenität unterscheidet und dabei auf verschiedene Weise Menschen in stadtbezogene Sinnkontexte inkludiert. „Die These lautet, dass sich in jeder Stadt spezifische und unterscheidbare Konstellationen zusammenhängender Wissensbestände und Ausdrucksformen herausbilden, die

Menschen in ihren Praktiken auf unterschiedliche Weise prägen. Der Begriff der Eigenlogik der Städte erfasst diese verborgenen Strukturen von Städten als vor Ort eingespielte, zu meist stillschweigend wirksame präreflexive Prozesse der Sinnformung mitsamt ihrer körperlich-materiellen Einschreibung“ (online Stadtforschung TU Darmstadt). Da das Konzept der Eigenlogik der Städte Stadtvergleiche benötigt, um Differenzierungen und ggf. Gemeinsamkeiten sichtbar zu machen, wurden vier Städte (Dortmund, Frankfurt, Birmingham, Glasgow) als Forschungsobjekte festgelegt. Diese Städte wurden durch den Projektverbund ausgewählt aufgrund ähnlicher Ausprägungen hinsichtlich Größe, Dichte, Heterogenität und städtischer Krisen infolge ökonomischer Transformationen. Die Ergebnisse aus den vier Teilprojekten wurden miteinander verglichen und mündeten in einer Konstruktion vorherrschender Strukturen der Untersuchungsstädte. Durch die Zusammenführung der Ergebnisse aus den interdisziplinär ausgerichteten Teilprojekten sind erste typische, wiederkehrende Muster pro Stadt identifiziert worden. Meine Forschung knüpft direkt an und ermöglicht im ersten Schritt die Prüfung der als typisch definierten Muster. In einem weiteren Schritt eröffnet sich die Chance, durch die Synthese der Forschungsergebnisse mögliche Typen von Städten abzuleiten.

2.2 Neue Wirtschaftssoziologie: Lokale Konventionen und lokale Ökonomien

In der Wirtschaftssoziologie wird wirtschaftliches Handeln als eine Form sozialen Handelns betrachtet, „das eingebettet in soziale Kontexte stattfindet. Mit Wurzeln in den Arbeiten der Klassiker (insbesondere Marx, Weber, Durkheim, Simmel, Parsons und Polanyi) untersuchen wirtschaftssoziologische Arbeiten ökonomische Prozesse und Strukturen, die Verbindungen und Interaktionen zwischen Wirtschaft und Gesellschaft sowie die institutionellen und kulturellen Rahmenbedingungen wirtschaftlichen Handelns. Die Weiterentwicklung zur "neuen Wirtschaftssoziologie" basiert vor allem auf der starken Einbeziehung struktureller Analysen mit Hilfe der sozialen Netzwerkanalyse (Burt, Granovetter, White) und kultur- sowie organisationssoziologisch informierter institutioneller Ansätze (Carruthers, DiMaggio, Fligstein, Zelizer)“ (vgl. online: Deutsche Gesellschaft für Soziologie Session Wirtschaftssoziologie). Die Ansätze der neuen Wirtschaftssoziologie kritisieren die Grundannahme der vollumfänglichen Rationalität von handelnden Personen und distanzieren sich von der neoklassischen Theorie rund um das Modell des *homo oeconomicus*. Kritiker*innen gehen von einer bedingten Rationalität der Akteure aus und unterstützen den Leitgedanken der „bounded rationality“ nach Simon (s. u.). Mit der Bezeichnung der „interpretativen Rationalität“ soll aufgezeigt werden, dass es Handlungspraktiken gibt, die innerhalb eines speziellen Handlungskontextes als sinnvoll und rational gewertet und dadurch vollzogen werden. Die Probleme der Koordination, der Kooperation und der Wertigkeit bleiben soziologisch betrachtet weiterbestehen und müssen in Erklärungsmodellen rund um das wirtschaftliche Handeln von Akteuren Berücksichtigung finden. Nach Granovetter sind handelnde Personen sozial eingebettet. Er versteht darunter, „dass die ökonomischen Akteure zum einen im Rahmen ihrer persönlichen sozialen Beziehungen handeln (relationale Einbettung), und dass sie zum anderen vom Gesamtnetzwerk sozialer Beziehungen beeinflusst werden (strukturelle Einbettung). Für Granovetter stehen soziale Netzwerke im Zentrum des Einbettungskonzeptes. Nicht nur die individuellen Präferenzen und Motive der Akteure bestimmen ihr Handeln, sondern auch institutionelle Regeln, soziale Strukturen, Normen und Machtverhältnisse (Beckert 1999: 90)“

(Hedtke 2005: 14). Dieses Konglomerat an „Wirkungszusammenhängen“ muss in der Analyse mit bedacht werden.

Die Theorie der Soziologie der Konventionen „Économie des conventions“ (aus dem Französischen; im Folgenden EC) hat im Laufe der letzten drei Jahrzehnte eine stetig wachsende Popularität erlangt und kann als transdisziplinärer Ansatz beschrieben werden. Sowohl Ökonom*innen, Historiker*innen, Geographen*innen, Soziolog*innen und Sprachwissenschaftler*innen haben an der Verfeinerung dieser Theorie mitgewirkt. Sie verorten sie im Bereich der neuen Wirtschaftssoziologie und thematisieren u. a. die „Notwendigkeit von Konventionen zur Überbrückung von Unsicherheit im wirtschaftlichen Handeln (...)“ (Knoll 2017: 151). Die Theorie stellt den Versuch dar, die vormals getrennten Bereiche des Wertens, der Koordination und Rationalität zu vereinen und Antworten zu generieren, die nachvollziehbar Entwicklungslinien bis zur Etablierung bestimmter Konventionen aufzeigen. „Wenn man davon ausgeht, dass die Koordination menschlicher Handlungen problematisch ist und nicht etwa Naturgesetzen oder Zwängen folgt, kann man daraus schließen, dass die menschliche Rationalität zuallererst interpretativ und nicht nur oder zumindest nicht von vorneherein kalkulierend ist.“ (Eymard-Duvernay et al. 2011: 203). Die Theorie der EC ist damit viel komplexer als bspw. die Theorie der Neoklassik mit der Annahme des Modells des *homo oeconomicus*. Die EC hat wie oben angedeutet das Grundverständnis der interpretativen Rationalität von Simon übernommen. Weder erscheint es sinnvoll, mögliche Einflussfaktoren durch Staat und Gesellschaft zu nivellieren bzw. auszublenden, noch ist es zielführend, vom *homo oeconomicus* auszugehen und dessen soziale, kulturelle und politische Einbettung auszublenden (vgl. Baur et al. 2014a: 299). Denn real sind unsere Lebens- und v. a. Arbeitswelt vielfach miteinander verwoben und verlaufen nicht linear nachvollziehbar. Ebenso blendet das Modell des *homo oeconomicus* die heterogen mögliche Definition von Rationalität aus. Das Konzept der „bounded rationality“ von Simon kann im Gegensatz als eine fruchtbare Alternative erscheinen, da es dem realen Verhalten der Menschen wesentlich näherkommt. Simon geht davon aus, „daß die menschliche Rationalität sehr eingeschränkt ist, daß sie situativ und durch die menschlichen Verarbeitungskapazitäten stark begrenzt wird“ (Simon 1993: 45). Er verdeutlicht dies am Beispiel eines Autokaufs und zeigt auf, dass die Informationsbeschaffung nicht vollumfänglich, sondern beschränkt und gleichsam die Reichweite unserer Entscheidung nicht ausreichend in die Zukunft gerichtet ist. „Der Begriff der interpretativen Rationalität besagt, dass Akteure – im Regime des rechtfertigenden Handelns – nach Rationalität im Sinne einer konsistenten und anerkannten Handlungsweise streben, dies aber prinzipiell auf verschiedene Weise tun können und dass dieses Streben deshalb eine interpretative Leistung sein muss“ (Knoll 2012: 49). Das Ergebnis dieser interpretativen Leistung kann lokal variieren, ebenso wie die Interpretation vorliegender Ergebnisse und Informationen variieren kann. „Zusammenfassend liegt dem Konzept der begrenzten Rationalität die Annahme zugrunde, dass ein Set von Regeln bzw. Kalkülen (*Mitteln*) (Hervorhebung im Original, S.H.) existiert, um ein klar definiertes Ziel zu erreichen, und dass die Akteure aus ihrer begrenzten Perspektive bestmöglich versuchen, dieses zu erreichen“ (Baur et al. 2014a: 301). Gemeint ist hier ein Kooperationsproblem, welches aufzeigt, dass die Akteure zumeist nicht über alle nötigen Informationen hinsichtlich eines Marktes verfügen und ihnen demnach der vollständige Überblick fehlt. Das Konzept der begrenzten Rationalität setzt hier an und bietet eine Erklärung dazu, wie aus einem begrenzten Ausschnitt der Lebens- und Arbeitswelt heraus Entscheidungen getroffen werden. Individuelle und kollektive Erfahrungen sowie Glaubensüberzeugungen aus der direkten wie indirekten Umwelt formen eine Präferenz-

struktur, ähnlich eines Werkzeugkastens, dessen man sich bedient, um ein Ziel zu erreichen. Die Handlungen der Akteure können als zweckrational verstanden werden. Diese Grundgedanken Simons flossen in die Theorie der EC mit ein, aber damit ist die Theorie noch nicht differenziert genug. Denn wesentlich für die Theorie der EC ist das Verständnis und die Bedeutung von Konventionen: „Sie fragt also danach, wie Abläufe zur Routine werden und wie Routinen durch Kritik gestört werden (vgl. Kozica; Kaiser 2015). (...) sie ist eine Soziologie, die die Voraussetzungen für den Wechsel zwischen unterschiedlichen Modi des Handelns in den Blick nimmt“ (Knoll 2017: 153). Es gibt drei wesentliche Bereiche für die Analyse von Konventionen: Kritik, Rechtfertigung und Bewertung. Alle drei Bereiche bilden eine fruchtbare Grundlage für die Analyse des wirtschaftlichen Alltags, um bestehende Konventionen aufzuzeigen. Um Konventionen aufzudecken, bieten sich historische, prozessproduzierte Daten an, da sich damit Verläufe und (Verhaltens-)Änderungen aufzeigen lassen. Ebenso eignen sich Fallstudien, um gegenwärtige Strukturen offenzulegen (vgl. ebd. 155), wie sowohl im Fall des Friseur- als auch des Galeriewesens im Rahmen dieser Arbeit. „Die Pluralität von Bewertungsmaßstäben ist eine wichtige Ausgangsannahme der EC“ (ebd. 153). Die Analyse des Bewertungsprozesses geht stets mit der Vornahme einer Strukturierung einher. Strukturen sind als Ergebnis von Rechtfertigungsprozessen zu verstehen, deren Ziel die Legitimation ist (vgl. ebd. 154). Kritik ist schließlich ein wesentliches Element, wenn es um die Rechtfertigung von Strukturen geht. Nur aus der Kritik entstehen strukturell als nötig erachtete Änderungen im wie auch immer gearteten Setting (bspw. an Instituten, Organisationen, Märkte etc.). Durch den Rechtfertigungszwang wird die Kritik in bestehende Organisationen oftmals im Sinne eines Kompromisses eingebunden, um Legitimität zu erlangen (vgl. ebd. 154). Während die Rechtfertigung das Aufrechterhalten eines Status quo und damit die Routine anstrebt, ist das Ziel der Kritik, Änderungsformate in bestehenden Strukturen und damit einen Bruch zu schaffen (vgl. ebd. 156). „Akteure verfügen über die (kritische) Kompetenz, sich in Situationen auf die dort angemessenen Rechtfertigungsordnungen handelnd (und wenn notwendig: rechtfertigend) zu beziehen und sie strukturieren so in der Handlungspraxis die Koordination. Rechtfertigungsordnungen sind damit – wenn sie nicht problematisiert werden – die evidenten (und so noch: vorreflexiven) Handlungsgrammatiken, die alltäglich das Handeln koordinieren“ (Diaz-Bone 2015: 318f). „Die Theorie der Rechtfertigungsordnungen ist schnell zur Theoriegrundlage für die entstehende EC geworden. Diese wurde herangezogen, um das in den Wirtschaftswissenschaften (bei David Lewis 1969 und John M. Keynes 2006) für die Erklärung von Handlungskoordinationen verwendete Konzept der „Konvention“ inhaltlich auszuarbeiten. Seitdem kann man davon sprechen, dass in der EC die Konzepte Rechtfertigungsordnung, Wertigkeitsordnung und Konvention in weitgehend konvergierender Weise verwendet werden“ (ebd. 319). Den einzelnen Akteuren wird dabei Handlungsfähigkeit zuerkannt, sodass diese in der Lage sind, eine Situation kritisch zu bewerten und zwischen den bestehenden Ordnungen zu wechseln und zu changieren (vgl. ebd. 319). Wesentlich für die EC sind das Verständnis und die Definition von Konventionen: „Konventionen sind nicht einfach Konventionen im Sinne von Bräuchen, etablierten Standards oder ad hoc getroffenen Übereinkünften zwischen Personen. Mit dem Begriff der Konventionen wird vielmehr eine sozio-kulturell verankerte Handlungslogik bezeichnet, die es Akteuren ermöglicht, sich in Situationen und unter Bedingungen der Unsicherheit handelnd zu koordinieren und eine gemeinsame Intention zu realisieren. Konventionen dienen Akteuren in Situationen als kollektiver interpretativer Rahmen für die Evaluation der Angemessenheit und der Wertigkeit von Handlungen, Personen, Objekten und Zuständen. Konventionen werden in der Soziolo-